

**Das Buch der Welt**  
ein Inbegriff  
des  
Wissenswürdigsten und Unterhaltendsten aus den  
Gebieten der Naturgeschichte, Naturlehre, Länder-  
und Völkerkunde, Weltgeschichte,  
Götterlehre u.

Neunte Lieferung, Stuttgart  
Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung  
**1845**

S. 26 – 30

## BEETHOVEN

(Geboren zu Bonn den 17. December 1770,  
gestorben zu Wien den 26. März 1827)

(26) Es ist etwas Wunderbares und Geheimnißvolles um das Wesen großer Künstler, sie stehen vor uns als unauflösbare Räthsel, die nicht nur ihren eigenen, sondern allen künftigen Zeitaltern immer von neuem zu denken geben. Mit dem allerhöchsten Staunen aber muß uns ein Geist erfüllen, der gerade da, wo sich die Kunst erschöpft zu haben scheint, sie plötzlich gleichsam wie mit einer ganz neuen Handhabe anfasst, und auf einem noch weit höhern Gipfel emporschwingt. Ein solcher Geist war *B e e t h o v e n*. Wer hätte es für möglich halten sollen, daß nach *H ä n d e l*, *G l u c k*, *H a y d n* und *M o z a r t* ein noch Größerer kommen könnte? Und doch kam ein Solcher – ein gar eigener, tiefer, ganz für sich allein dastehender Genius, den wir jetzt näher ins Auge fassen wollen. Doch müssen wir uns hier nur mit flüchtigen Pinselstrichen begnügen, da das vollständige Bild des großen Mannes ein eigenes Buch erfordern würde.

Als *H a y d n*, von seiner ersten Reise nach England zurückkehrend, auch *B e e t h o v e n*'s Vaterstadt, Bonn, berührte, legte ihm *B e e t h o v e n* eine Cantate vor; *H a y d n* lobte den Versuch, und ermunterte den jungen Komponisten, auf der betretenen Bahn fortzufahren. Schon damals machte sich *B e e t h o v e n* den Grundsatz zu eigen, unbekümmert um alle Urtheile und Angriffe seinen Weg ruhig fortzusetzen. „Amüsirt es die Leute“, sagte er, „über mich zu schreiben, so mögen sie sich in Gottesnamen erlustigen, ich will ihnen den Spaß gern lassen.“ Zu diesem Charakterzuge gesellte sich noch ein anderer: Rang und Reichthum waren ihm bloße Zufälligkeiten und sich vor dem Mammon beugen, hielt er für die tiefste Erniedrigung eines begabten Geistes.

Als sich *B e e t h o v e n* im Jahr 1792 ganz nach Wien wandte, wußte er noch wenig von Contrapunkt (27) und Harmonielehre. Unbekümmert um die Regeln folgte er den Eingebungen seines Genies, und Vater *H a y d n*, dem er seine Arbeiten vorlegte, fand wenig daran auszusetzen. Da sich bald die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn lenkte, so fühlte sich sein schöpferisches Talent doppelt angespornt. Die Verleger zahlten ihm für seine Werke die Honorare, die er forderte, und so war auch seine äußere Lage eine recht angenehme. Im Jahr 1800 schrieb er seine erste Symphonie in C-dur, die noch ganz mozartisch gehalten ist. Auf einem kurzen Ausfluge nach *L e i p z i g* und *B e r l i n* erregte er großes Aufsehen.

Nach dieser glücklichen Periode begann er auf einmal am Gehör zu leiden. Es wurden alle Mittel versucht, aber vergeblich; mit jedem Jahr verschlimmerte sich das Uebel, das endlich fast in völlige Taubheit überging. Welch' ein Schicksal für einen so großen Meister der Töne! Zu diesem Mißgeschick gesellten sich noch häufiger Verdruß mit seinen nächsten An-

verwandten und die Verfolgung seiner Neider. In diese Zeit fällt sein Oratorium „C h r i s t u s a m O e l b e r g e“, welches er, wie auch später (1805) die Oper F i d e l i o im Dickicht des Waldes im Schönbrunner Hofgarten komponirte, zwischen zwei Eichenstämmen sitzend, die sich ungefähr zwei Fuß hoch von dem Hauptstamme trennten. Auch trat er mit der feurigen, noch hier und da an M o z a r t erinnernden, doch schon einen ganz besondern Schwung nehmenden D-dur-Symphonie hervor.

Im Jahr 1802 fuhr es ihm durch den Kopf, den Helden der damaligen Zeit, B u o n a p a r t e, mit einem großartigen Instrumentalwerke zu verherrlichen. Doch erst 1803 schritt er endlich an diese Arbeit, deren Beendigung durch andre drein kommende Compositionen bis 1804 verzögert wurde. So entstand jenes herrliche Werk, das wir unter dem Titel: „Sinfonia eroica“ kennen. Als jedoch die Nachricht nach Wien kam, daß sich N a p o l e o n B u o n a p a r t e zum Kaiser der Franzosen erklärt habe, riß er das Titelblatt weg, und taufte die Symphonie um.

In den Jahren 1804 – 1805 machte ihm seine Oper F i d e l i o viel zu schaffen, welche eine Umgestaltung nach der andern zu erleiden hatte. So schrieb er zu derselben allein vier verschiedene Overtüren; die letzte in C-dur wurde endlich beibehalten. Dann hatte er so manchen Verdruß mit den Sängern. Als nun endlich das Werk zur Aufführung kam, wurde sein Unmuth durch den seinen Erwartungen gar nicht entsprechenden Erfolg auf das höchste gesteigert, daher er es verschwor, je wieder an die Composition einer Oper zu denken.

Als er sich von seiner bösen Stimmung einigermaßen erholt hatte, schrieb er seine B-dur-Symphonie, dieses abgerundete Werk voll Feuer, Seele und Leben. Dieser folgten in den Jahren 1806, 1807 und 1808 die vierte, fünfte und sechste Symphonie nebst vielen andern Compositionen. Bei ersten Aufführungen dirigitte er gewöhnlich selbst.

B e e t h o v e n erhielt in jener Zeit viele werthvolle Geschenke, die aber alle bald wieder spurlos verschwanden. Wenn man ihn dann fragte, wo diese Uhr oder jener Ring hingekommen sei, so versetzte er nach einigem Nachsinnen: „ich weiß es nicht.“ Er wußte es freilich recht gut, hatte aber zu viel Zartgefühl, um Andere wegen dergleichen Veruntreuungen bloßzustellen.

Fremde von allen Nationen drängten sich zu B e e t h o v e n. Diese wurden in der Regel von ihm höchst freundlich aufgenommen. Nie ließ er sich gegen sie von seinem Unglück etwas merken; freilich war es nicht zu verbergen, und die Meisten entfernten sich von ihm mit nassen Augen.

Unter den Besuchenden war auch B e t t i n a B r e n t a n o, die in ihm einen zweiten G ö t h e fand, trotz dem gewaltigen Unterschied zwischen dem weimarischen Geheimerath und dem wiener Musikus. Durch B e t t i n a wurde B e e t h o v e n mit dem Hause B r e n t a n o in Frankfurt bekannt, das ihm in der Noth Freundschaftsdienste erzeugte. Auch die 1812 in T e p l i t z erfolgende Bekanntschaft mit G ö t h e wurde durch B e t t i n a vorbereitet; doch nützte sie ihm wenig, da der große Dichter und Minister B e e t h o v e n nur zu bald vergaß, und ihn 1823, wo er ihm mit geringer Mühe eine große Gefälligkeit hätte erzeugen können, auf seinen Brief nicht einmal einer Antwort würdigte.

In den Jahren 1811 – 1812 war er angestrengt thätig. Er hatte jetzt bereits gegen hundert Werke geliefert, und das Honorar dafür war von Jahr zu Jahr gestiegen. Doch in demselben Grade stiegen auch B e e t h o v e n s Bedürfnisse, Launen und Sonderbarkeiten, die ihn viel Geld kosteten. Schon der häufige Wechsel seiner Logis verursachte ihm viele Ausgaben, denn oft hatte er drei bis vier Wohnungen zugleich zu bezahlen. In ganz W i e n war er als eine unruhige Hausparthie bekannt, und so hielt es oft schwer, ein für ihn geeignetes Logis aufzutreiben.

An äußere Bedürfnisse dachte er so wenig, daß er oft keinen ganzen Rock und kein ganzes Hemde hatte. Erst Frau N a n e t t e S t r e i c h e r erwarb sich das Verdienst, in seine häuslichen Angelegenheiten einige Ordnung zu bringen.

Die Zeit des Wiener Kongresses hatte für B e e t h o v e n ihr Gutes. Eine Bewillkommungs-Cantate wurde mit der Schlacht von Vittoria und der A-dur-Symphonie vor den anwesenden Monarchen aufgeführt, und trug dem Komponisten dieser Stücke von mehreren Seiten ansehnliche Geschenke ein. Außerdem erhielt er eine Menge Besuche von den

anwesenden hohen Fremden. Später scherzte er oft darüber, wie er sich von den hohen Häuptern habe „die Cour machen lassen,“ und sich stets „vornehm“ dabei benommen habe.

Nach dem Tode seines älteren Bruders Karl wollte er dessen talentvollen nachgelassenen Sohn an Kindesstatt annehmen. Darüber kam es zu gerichtlichen Verhandlungen, bei denen er sich oft sonderbar genug benahm. Als er z.B. aufgefordert wurde, sei-(28)nen Adel zu beweisen, welcher durch das holländische Wörtchen *van* nicht ausgemacht erschien, sagte er mit Nachdruck, auf Kopf und Herz deutend: „mein Adel ist hier und da!“ womit er freilich vor den Rechtsgelehrten nicht durchkam.

Im Jahr 1819 komponierte er zu *Mödling* seine zweite Messe. Um sich einen Begriff von seinem häuslichen Leben in jener Zeit zu machen, theilen wir ein Paar Bruchstücke aus seinem damaligen Tagebuche mit. So fragt er z. B. :

1. „Was gibt man zwei Dienstleuten Mittags und Abends zu essen, sowohl in der Qualität, als auch in der Quantität?“
2. „Wie oft gibt man ihnen Braten? Geschieht dieß Mittags und Abends zugleich?“
3. „Das, was den Dienstleuten bestimmt ist, haben sie dieses gemein mit den Speisen des Herrn, oder machen sie sich solche besonders, d. h. machen sie sich hiezu andere Speisen, als der Herr hat?“
4. „Wie viel Pfund Fleisch rechnet man für drei Personen?“

Ferner:

1819, 22. Mai in Mödling eingetroffen

Miser et pauper sum.

24. Mai ist die Aufwärterin eingetreten mit monatlich sechs Gulden.

29. Mai der Haushälterin aufgesagt.

1820 am 17. April die Küchenmagd eingetreten

19. April Schlechter Tag (d.h. er bekam nichts zu essen, weil bereits alle Speisen durch das lange Warten verdorben waren.)

16. Mai dem Küchenmädchen aufgesagt

19. Mai die Küchenmagd ausgetreten.

30. Mai die Frau eingetreten

28. Juli Abends ist die Küchenmagd entflohen.

Die vier „bösen Tage“ 10., 11., 12. und 13. August in Lerchenfeld gegessen.

Im Jahr 1821- 22 schrieb er die drei Klaviersonaten Op. 109, 110 und 111. Die große Sonate in B-dur, Op. 106 komponierte er noch während des Prozesses mit seiner Schwägerin.

Mögen hier einige charakterisirende Anekdoten ihre Stelle finden. – Einstmals rühmte sich sein Bruder *Johann* gegen ihn, und sagte: „Du wirst es doch in deinem Leben nicht so weit bringen, als ich es gebracht habe!“ Als ihm einige Tage nachher bei einem Mittagmahle ein Billet von *Johann* überbracht wurde, welches unterzeichnet war: „Johann van Beethoven, Gutsbesitzer“, schrieb er sogleich auf die Rückseite: „Ludwig van Beethoven, Hirnbesitzer.“

*Zelter* im Briefwechsel mit *Göthe* erzählt: „Letzthin ist Beethoven in ein Speisehaus gegangen; er setzt sich an den Tisch, vertieft sich, und nach einer Stunde ruft er den Kellner: „Was bin ich schuldig?“ – „Ew. Gnaden haben noch nicht gegessen; was soll ich denn bringen?“ – „Bring, was du willst, und laß mich ungeschoren!“

Als ihm der König von Preußen für eine neue Messe entweder einen Orden oder 50 Dukaten anbieten ließ, überlegte er keinen Augenblick, sondern antwortete dem preußischen Gesandten mit Nachdruck: „*Fünfzig Dukaten!*“

Im Frühling 1823 zog *Beethoven* wieder nach dem freundlichen *Hetzendorf* auf die Villa des Baron von *Pronay*, der ihm eine ganze Reihe von Zimmern eingeräumt hatte, so überselig er sich auch fühlte, als er in den ersten Tagen seines Dortseins den herrlichen Park durchlief, oder aus seinen Fenstern die reizende Landschaft überschaute, so wurde ihm

doch der dortige Aufenthalt bald dadurch verleidet, daß der Baron „so tiefe Komplimente vor ihm machte.“

Gegen Ende des Jahres 1823 begann er an der neunten Symphonie zu arbeiten, zu welcher er von dem Lande viele Skizzen mitgebracht hatte, und schon im Februar 1824 war dieser musikalische Koloß vollendet. Leider fiel diese tief sinnige Komposition gerade in eine Zeit, wo der Geschmack des Publikums ein ganz entgegengesetzter war. Schon seit mehreren Jahren hatte nämlich die italienische Oper die Oberhand über die deutsche Musik gewonnen, und besonders war es R o s s i n i, der Alles im Taumel mit sich fortriß. So sah sich der große deutsche König der Töne mit einemmal vom Throne gestürzt und vergessen. Natürlich drückte ihn dieser Zustand der Dinge.

In einer solchen Stimmung schrieb er wohl folgende drei, wegen ihrer bitteren Kürze merkwürdigen Briefe:

An den Grafen Moritz L.

„Falschheiten verachte ich. Besuchen Sie mich nicht mehr!  
Akademie (nämlich Konzert) hat nicht statt.“

Beethoven

An Herrn Sch.

„Besuche Er mich nicht mehr! Ich gebe keine Akademie.“

Beethoven

An Herrn S.

„Besuchen Sie mich nicht mehr, bis ich Sie rufen lassen.  
Keine Akademie.“

Beethoven

Am 7. Mai wurde zu Wien seine große Messe und die neunte Symphonie aufgeführt. Bei dem Schlusse des Konzerts erfolgte ein wahrer Beifallssturm, aber leider erlebte er einen Triumph dieser Art nicht wieder. – Den ganzen Herbst und Winter über war er leidend; 1825 erholte er sich so weit, daß er einige bestellte Quartette komponiren konnte. Im Jahre 1826 erkrankte er indeß von neuem an einer Lungenentzündung, welche bald Spuren der Wassersucht folgten. Damals fiel ihm ein Roman von W a l t e r S c o t t in die Hände. Nicht lange hatte er darin gelesen, als er das Buch mit Erbitterung von sich warf und aus-(29)rief: „Zum Teufel mit der Schmiererei. Der Kerl schreibt doch blos um das Geld!“

Da er fest darauf beharrte, seine Bankaktien nicht anzugreifen, so befand er sich jetzt, geldlos und noch dazu krank, allerdings in einer höchst beängstigenden Lage. In dieser Bedrängung schrieb er an M o s c h e l e s in London, der ihm in Auftrag der philharmonischen Gesellschaft umgehend eine Anweisung auf 1000 Gulden übermachte. Sein herannahendes Ende fühlend, sah er mit größter Seelenruhe dem Tode entgegen. Nachdem er am 24. März des Morgens die Sacramente empfangen, begann Mittags gegen 1 Uhr der furchtbarste Kampf zwischen Tod und Leben, der ohne Unterbrechung bis zum 26. März Abends 5 Uhr fort dauerte, wo endlich der große Tondichter während eines starken, sich unter gewaltigem Hagelschlag entladenden Gewitters seinen Geist aufgab, 56 Jahre, 3 Monate und 9 Tage alt. Am Nachmittag des 29. März wurde er beerdigt. – Sein Nachlaß betrug 9019 Gulden.

Unter B e e t h o v e n s Eigenheiten gehörte sein Abscheu vor dem Unterrichtgeben. Wer von ihm lernen wollte, mußte den rechten Augenblick treffen. Am belehrendsten sprach er oft bei Tisch und auf Spaziergängen; nur über zwei Dinge durfte man nicht sprechen: diese waren G e n e r a l b a ß und R e l i g i o n.

Im Sommer und im Winter stand er stets mit Tagesanbruch auf, und arbeitete bis Mittag. In der Zwischenzeit lief er einige Mal in's Freie, wo er, wie er es nannte, „spaziren arbeitete“. Bei dem Komponiren eilte er öfters nach dem Wasserbecken, goß einen Krug Wasser nach dem anderen in die Hände, brummte, oder heulte abwechselnd dabei (denn singen konnte er

nicht), durchschritt dann wieder mit furchtbar rollenden Augen oder ganz stierem Blick das Zimmer, trat dann und wann an den Schreibtisch, um etwas zu notiren, und trieb dann das Waschen und Baden weiter und weiter. Dieß nannte er „die Stunde seiner Meditation.“ Nachmittags arbeitete er nie, sondern machte nach einem einfachen Essen gewöhnlich weitere Ausflüge in die freie Natur. In der Abenddämmerung pflegte er am liebsten auf dem Flügel zu phantasiren, oder Violine und Viola zu spielen. Abends arbeitete er gewöhnlich nicht, sondern ging in der Regel ohne Souper Punkt zehn Uhr zu Bett. Sein Lieblingsgetränk war Wasser. Doch hatte er auch eine Vorliebe für verfälschte Weine, die oft in seinem ohnehin geschwächten Unterleibe vieles Unheil anrichteten. Abends trank er gern ein Glas Bier und rauchte eine Pfeife Tabak. Dabei durfte die Augsburger Allgemeine Zeitung nicht fehlen, die ihm ein gutes Theil von seinem Leben wegnahm. Unter den alten Schriftstellern liebte er besonders H o m e r und P l u t a r c h; unter den neuern G ö t h e und S c h i l l e r, vor Allem aber S h a k s p e a r e.

Beethoven war ein Mann von unersetzter Statur, etwa fünf Fuß und 4 Zoll hoch. Er hatte einen muskulösen Körper von starkem Knochenbau und einen ungewöhnlich großen Kopf, mit langem, struppigen Haar bewachsen, das oft vernachlässigt um die Stirne hing, was ihm ein verwildertes Ansehen gab, besonders wenn noch dazu sein Bart eine übermäßige Länge erreicht hatte, was häufig der Fall war. Sein kleines braunes Auge versteckte sich beim Lachen fast ganz in den Kopf, wenn ihn dagegen höhere Gedanken lebhafter erregten, dann trat es umherrollend, oder vor sich hinstarrend in ungewöhnlicher Größe hervor. In solchen Augenblicken erschien er wie umgewandelt, und mit seinem Geiste schien sich zugleich seine kleine Gestalt riesenmäßig emporzuheben. Sein Mund war edel geformt, die Lippen ziemlich gleich, die Nase etwas breit. Beim Lächeln gewann sein Gesicht den Ausdruck des herzlichsten Wohlwollens, bei lautem Lachen dagegen verzerrten sich seine Züge, der große Kopf schien dann noch mehr aufzuschwellen, das breite Gesicht noch breiter zu werden, und sein ganzes Aussehen erhielt etwas Fratzenhaftes. – Seine Gesichtsfarbe war gelblich; nur bei dem vielen Wandern im Freien zur Sommerszeit wurde sie bräuner und röther.

Auf seine Werke gestattet uns hier der Raum nicht, tiefer einzugehen; wir müssen uns blos mit einigen allgemeinen Bemerkungen begnügen. – Man hat B e e t h o v e n häufig den Vorwurf der Manier gemacht; aber wenn eine solche Manier Manier der Kraft und nicht Manier der Schwäche ist, so muß der Tadel schweigen. – Wenn H o f f m a n n meint, B e e t h o v e n bewege vorzugsweise die Hebel des Schauers, des Entsetzens und des Schmerzes so zeichnet er den großen Meister zu einseitig. Er vergißt dabei ganz jene ihm eigene Kunst, aus dem Schmerz einen Scherz zu machen, die er mit J e a n P a u l theilt. Auch der Begriff Romantik reicht nicht aus, um seine Art zu bezeichnen. B e e t h o v e n s Grundsatz ist der Humor in seiner höhern Bedeutung, wo er das ganze Reich des Schmerzes und der Freude in sich begreift, und wo selbst Ahnungen, Träume und Wahnsinn ihre geheimnißvolle Rolle spielen. Doch da dieses Buch auch für die Jugend bestimmt ist, so müssen wir uns deutlicher ausdrücken: wir Deutsche haben drei große Musiker; diese sind H a y d n , M o z a r t und B e e t h o v e n. H a y d n hat sich einen schönen Garten angelegt; M o z a r t hat in diesen Garten einen prächtigen Palast gebaut; B e e t h o v e n hat auf diesen Palast noch einen hohen Thurm gesetzt; wer aber nun noch höher bauen will, der wird den Hals brechen.

Zum Schlusse erlauben wir uns noch das herrliche Gedicht von Z e d l i t z, B e e t h o v e n s T o d t e n f e i e r betitelt, beizufügen:

„Wohl! So hänget eure Kränze  
An dem heil’gen Hügel auf,  
Und sein gluthbeseeltes Auge  
Blicke aus den Sternen drauf!

Wollt ihr wissen, wo er schwebet?  
Seht der Leier goldnen Schein  
Dort am Abendhimmel glänzen!  
Bei der Leier muß er sein.

(30)

Wollt ihr, wie er aussieht, wissen?  
Wollt ihr wissen, was er thut?  
Ob er, sturmbewegt auf Erden,  
Nun im Himmelshause r u h t ?

Auf den Wolken sitzt er sinnend  
Und es greifet seine Hand  
In die ungeheuren Saiten  
Zwischen Sternen ausgespannt.

Und es klingen seine Lieder,  
Und die Sel´gen stimmen ein,  
Und es staunen alle Engel,  
Und die Himmel jauchzen drein.

Und sie singen Lob dem Herren,  
Lob dem Ew´gen, der die Welt  
Und die Sterne und die Leier  
Und den Sänger hat bestellt.

Und der Lichtverstrkte blicket,  
Wie auf Erden er gethan,  
Hochentzckt, doch düster schauend,  
Jene ew´gen Wunder an.

Wie er war, ist er geblieben,  
Kraftvoll, würdig, wahrhaft, rein,  
Ja, die edelste der Perlen  
Schloß die rauhe Muschel ein.“

E. Ortlepp

-----